

btb

Buch

Das Frankenreich im 9. Jahrhundert: Als einfallende Normannen ihr Dorf in Schutt und Asche legen, verliert die junge Johanna ihre gesamte Familie. Neuen Lebenssinn findet sie erst als Amme des kleinen Balduin. Stolz verfolgt sie seinen Werdegang zum furchtlosen Ritter, der im Kampf gegen die Normannen Ruhm und Ehre erlangt. Doch dann verliert Balduin sein Herz an die kluge, stolze Königstochter Judith. Fortan kämpft er um eine Ehe wider alle Standesgrenzen, wider König und Kirche – und vor allem wider Johanna. Denn die Amme sieht in Judith eine Nebenbuhlerin, und um ihre Macht zu erhalten, ist sie zu allem bereit, sogar zum Mord...

Autorin

Julia Kröhn, geboren 1975 in Linz, Österreich, hat Geschichte, Philosophie, Theologie und Religionspädagogik studiert. Zurzeit arbeitet sie als Fernsehjournalistin in Frankfurt am Main. »Das Geständnis der Amme« ist bereits ihr fünfter historischer Roman.

Mehr zu Autorin und Werk unter: www.julia-kroehn.de

Julia Kröhn bei btb

Engelsblut. Roman (73339)

Die Chronistin. Roman (73591)

Die Regentin. Roman (73658)

Die Tochter des Ketzers. Roman (73709)

Julia Kröhn

Das Geständnis der Amme

Roman

btb

Zur damaligen Zeit gab es keine einheitliche Bezeichnung für die nordischen Völker, die Europa zunehmend auf den Kopf stellten: Der Name »Wikinger« wurde außerhalb von Skandinavien kaum benutzt; fränkische Quellen sprechen von »Heiden«, »Dänen«, »Piraten« oder »Nordmanni«. Ich habe mich für den eigentlich erst später gebräuchlichen Begriff »Normannen« entschieden, weil dieser dem heutigen Leser vertrauter ist als z. B. der (historisch korrektere) Hilfsbegriff »Nordmänner«.

Julia Kröhn



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Originalausgabe Dezember 2008

Copyright © 2008 by btb Verlag, in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv © by Archiv Alinari, Florenz

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73861-8

www.btb-verlag.de

Prolog

Brügge, A.D. 864

Johannas Wille zu sterben war stärker als ihre Angst vor dem Tod. Nachdem sie ihren Entschluss gefällt hatte, erwartete sie, dass Zweifel und Panik sie bestürmen würden, doch die Aussicht auf das Ende machte die Welt nicht düsterer, sondern lichter.

Die schrecklichen Schreie, die aus dem Nebenraum drangen und von den Qualen zeugten, denen das Irdische oft unterliegt, schienen an Kraft zu verlieren. Vielleicht stellten sich ihre Ohren aber auch nur taub, ließ sich ihr Geist von dem Herzerreißen, Hoffnungslosen nicht länger anstecken. Es ist doch bald vorbei, wollte sie der Schreienden am liebsten zurufen, es ist doch bald vorbei.

Wenn ich... es erst getan habe, dann bist auch du erlöst.

Johanna ging fast traumwandlerisch, ohne das übliche unangenehme Knacken, mit dem die morschen Knochen von ihrem hohen Alter kündeten. Auch der Rücken schmerzte nicht wie sonst vom langen Stehen, sondern fühlte sich an, als könnte sie ihn das erste Mal seit Jahren wieder gerade durchstrecken. Vielleicht hatte ihr Entschluss, den Leib abzustreifen, diesem bereits die Form des Himmlischen gegeben. Jene Form, die er einst nach der Auferstehung des Fleisches erhalten würde, wenn er in ewiger Schönheit erstrahlen und nicht mehr von den Spuren des hiesigen Jammertals zeugen würde. Ihr Haar würde dunkel und kräftig sein, nicht grau und dünn. Ihre Haut wäre glatt und strahlend, nicht faltig und bleich. Ihren Händen würde man nicht ansehen, dass sie oft stundenlang in der Erde gegraben hatten, um Samen

zu säen oder Kräuter zu ernten, so wie jene, die sie nun aus ihrer geheimen Vorratskammer nahm. Ihre Schätze befanden sich in kleinen Lederbeutelchen und Tiegeln aus Bronze, die sie in einem langen, schmalen Hängeschränk aufbewahrte. Er war aus dem Geflecht von Ästen gewunden und hing an einem Haken an der Decke. Johanna öffnete einige der Beutel; der Duft, den die vielen Arzneien verströmten, war intensiv, aber sie labte sich nicht daran, als sie das Gift mischte, sondern steckte bereits im Dunst einer Welt fest, in der Wohlgerüche nicht mehr zählen.

Ehe sie das Gift an ihre Lippen führte, hielt Johanna noch einmal inne. Sie wollte nicht überdenken, was sie plante, aber sie wollte es klar benennen, auf dass der Allmächtige da droben im Himmel auch wüsste, was sie tat – und vor allem, warum sie es tat. Zwar sagten die Mönche, dass Seinem gestrengen Blick nichts entginge, aber wer konnte schon mit Gewissheit sagen, ob Er ihr Vorgehen als jenen todernsten Handel betrachtete, bei dem sie höchsten Einsatz zeigte, und nicht als Irrtum einer alten Frau, die ihre Sinne nicht mehr beisammen hatte und versehentlich das Falsche schluckte?

Ehe sie starb, wollte sie sich Gott erklären. Es waren Sein Zorn und Seine Rache, die sie hierher geführt hatten, und ihr Versuch, Ihn gnädig zu stimmen, war der einzige Weg, der ihr noch blieb.

Obwohl sie im Leben selten gebetet hatte, faltete sie die Hände. Ihre Stimme klang fest, aber fremd.

»Höre, Gott, Allmächtiger! Ich, Deine Tochter Johanna, tue Buße für meine Sünden, meine ach so schweren Sünden. Nimm meine Sühneleistung an. Lass nicht andere Menschen für das leiden, was ich verbochen habe. Schon gar nicht Balduin und Judith. Herr, erbarme Dich meiner. Sei meiner armen Seele gnädig und weiche niemals von Balduin und Judith, wenn ich die Welt bald verlassen habe.«

Sie löste ihre Hände voneinander, nahm von dem Gift und schluckte es. Bilder stiegen vor ihr auf, Bilder, die Zeugnis ablegten von ihrem Leben. Sie verwehrte sich ihnen nicht, sondern gab sich ihnen hin, auch der Erinnerung an jenen lang vergange-

nen Tag, da sie schon einmal in Todesnähe geschwebt hatte. Damals hatte sie unendliche Angst gehabt, hatte mit all ihrer Kraft gegen den Tod gekämpft und schließlich mit knapper Not überlebt.

Heute würde sie nicht überleben. Heute war ihr Wille zu sterben stärker als ihre Angst vor dem Tod.

Erster Teil

Die Amme

A.D. 842–848

*»Die Zahl der Schiffe schwillt an,
die endlose Normannenflut hört niemals auf anzusteigen.
So erfüllt sich allmählich die Prophezeiung des Herrn,
wie sie von seinem Propheten verkündet wurde:
Eine Geißel wird hereinbrechen vom Norden
über alle Bewohner der Erde.«*

Ermentarius von Noirmoutier

I. Kapitel

Ihre Füße waren blutig.

Obwohl sie weite Strecken auf weichem Moos gelaufen war, hatten sich Äste und Steinchen in ihre Sohlen geschnitten und jagten scharfe Schmerzen bis in ihre Leibesmitte. Als sie stehen blieb und sich vorbeugte, um besser Atem holen zu können, gewahrte sie die Spur, die sie auf dem Weg hinterlassen hatte.

Kurz dachte sie, dass jener rote Saft unmöglich von ihr stammen könnte, dass sie – nach allem, was sie erlebt hatte – nicht lebendig genug war, um zu bluten. Doch dann sah sie an sich hinab, wendete zuerst den einen Fuß, dann den anderen, und bemerkte die klaffenden Wunden.

Ihre Zunge fühlte sich belegt an, ihr Atem roch säuerlich. Der Schmerz schien sich in ihren gesamten Körper auszustrecken: bis in die Spitzen ihrer Brüste, die während des Laufens unruhig auf ihrem Körper geschlackert hatten, und bis zu ihrem Magen, der sich anfühlte, als hätte er sich auf die Größe eines Kieselsteins zusammengezogen. Ihr Durst war unerträglich. Keuchend lief sie weiter und spürte einen neuerlichen Schmerz, diesmal, als ob ihr ein Messer zwischen die Beine schnitt. Sie fühlte, wie warme Flüssigkeit über die Schenkel rann. Hatte sich ihre Blase entleert? Oder blutete sie auch dort?

Sie ordnete alles dem unerträglichen Durst unter und irrte auf der Suche nach einer Quelle durch den finsternen, raschelnden Wald. Eichen, Buchen, Ahornbäume und Birken reichten sich gegenseitig die Hände und tanzten, während sie an den Stämmen vorbeihuschte. Manchmal gluckerten ihre Schritte, vielleicht, weil

es geregnet hatte und der Waldboden noch nass war, vielleicht, weil sie von Sümpfen und Mooren umgeben war. Letztere waren gefährlich, man konnte darin versinken und elendiglich ertrinken – diese Warnungen hatte sie ihr ganzes Leben lang gehört. Doch ihre Angst schien aufgebraucht. Nur wie von ferne hallten die Worte der Priester in ihren Ohren, die den Wald einen unheilvollen Ort genannt hatten, eine Stätte der Geister und Trolle, der Bäume, die die Heiden verehrten und denen darum teuflische Kräfte innewohnten, der verzauberten Quellen, die giftiges Wasser sprudeln ließen. Wer davon trinke, der stürbe.

Der Gedanke vergrößerte nur ihren Durst. Ihre Zunge fühlte sich an, als füllte sie den ganzen Mund aus, raubte noch mehr von dem Platz, den sie doch brauchte, um Atem zu schöpfen.

Dann fand sie endlich eine tiefe Pfütze, trüb und braun. Statt sich bloß darüberzubeugen, mit den Händen von dem Wasser zu schöpfen und dieses an die vertrockneten Lippen zu führen, ließ sie einfach das ganze Gesicht in das kühle Nass sinken. Ihre Welt wurde schwarz und lautlos, als auch ihre Ohren vom Wasser umgeben waren. Die Geräusche des Waldes verstummten: das Stöhnen des Geästs, das Rascheln der Blätter, das traurige Rufen der Vögel. Sie öffnete den Mund, das Wasser lief einfach hinein, sodass sie nur mehr schlucken musste. Es schmeckte faulig nach Schlamm, und als sie endlich wieder hochfuhr, vermeinte sie, nicht getrunken, sondern sich mit feuchter Erde genährt zu haben. Kleine Klümpchen verfingen sich zwischen Gaumen und Zunge und brachten sie zum Würgen. Als sie sich mühsam aufrichtete, fiel dieses Licht auf die Pfütze. Es reichte nicht aus, um sie zu klären, aber die Oberfläche, eben noch lehmig, schien sich zu verhärten und reflektierte ihr unscharfes Bild. Sie sah nicht viel, nur Umrisse, in denen sie nichts Vertrautes erkennen konnte. Mit einer heftigen Bewegung fuhr sie herum, um sich zu vergewissern, dass es die eigene Gestalt, nicht die eines Fremden war, die sich über die Pfütze beugte. Doch sie war sich selbst fremd geworden. Sogar die Schmerzen, die ihren Kopf und ihren Leib zu zerreißen drohten, schienen nicht zu ihr zu gehören.

Sie starrte wieder auf ihr Spiegelbild. Sie wusste ihren eigenen Namen nicht mehr.

Das braune Wasser der Pfütze verkrustete auf ihrer Haut, doch sie wischte es nicht ab. Dunkel, fast schwarz wurde auch das Blut an ihren Füßen. Sie war neben der Pfütze sitzen geblieben, schließlich eingeschlafen, und als sie erwachte, war es tiefe Nacht. Regen prasselte auf die Blätter der Bäume, aber sie spürte, vom Dach der vielen Zweige und Äste beschirmt, nur einzelne Tropfen; es waren zu wenige, um sie reinzuwaschen. Klamm stieg es vom Waldboden hoch. Als hinter dem Blätterdach endlich der Morgen dämmerte und dünne Lichtfäden auf sie fielen, waren ihre sämtlichen Glieder steif. Ächzend erhob sie sich. Die Spitzen ihrer Brüste schmerzten noch immer, ebenso ihre Scham, aber zumindest der Bauch knurrte wie der eines gesunden Menschen, der lange nichts gegessen hat.

Mit dem Hunger kamen die Erinnerungen, allerdings nicht zusammenhängend. Ähnlich karg wie das Licht streiften sie ihr Gemüt nur für die Dauer eines Wimpernschlags, und die Bilder, die sie dann zu erkennen glaubte, blieben trügerisch. Sie wusste nicht, ob sie etwas widerspiegelten, was sie in der Vergangenheit tatsächlich erlebt hatte, oder ob sie nur der Nachgeschmack aberwitziger Träume waren.

Eines dieser Bilder schenkte ihr zumindest die Gewissheit, dass es auch in den Wäldern – so gefährlich sie auch waren, weil man sich in ihrer Weite verirren konnte – etwas Essbares gab: Heidelbeeren, Vogelbeeren und Pilze, manchmal auch Äpfel, Birnen und Pflaumen. Sie erinnerte sich, wie sie einst ein ähnliches Dickicht durchstreift hatte, einen aus Weidenflechten gewundenen Korb in der Hand, um darin zu sammeln, was zwischen den übrigen Mahlzeiten – meist fade schmeckender Getreidebrei – für Abwechslung sorgen sollte. Sie erinnerte sich auch an ein Gefühl von Unbeschwertheit, von Leichtigkeit.

Es hatte ein Leben vor dem Grauen gegeben, und sie war damals nicht allein gewesen, sondern wurde von anderen Frauen

begleitet – vertrauten Frauen, die sie gewiss mit jenem Namen riefen, den sie nicht mehr wusste.

Nein, damals war sie nicht allein gewesen, nicht verloren...

Sie krümmte sich, als hätte sie ein Schlag in der Magengrube getroffen. »Nein!«, schrie sie unwillkürlich. »Nein!«

Ihre Stimme ließ sie noch mehr zusammenfahren. Sie klang nicht wie die eines Menschen, sondern wie die eines verwunschenen Waldwesens, das sich mit Tieren paart. Mit einer schreienden Eule, einem heulenden Wolf.

Wölfe...

Erneut stieg ein Bild vor ihr auf. Diesmal zeigte es nicht den Wald, sondern eine Kirche, die Kirche eines Dorfes, ihres Dorfes. An die zwanzig Häuser standen dort, aus Holz und Lehm errichtet, in den Boden eingetieft, von einem Palisadenzaun umgeben. Die kleine Kirche war ähnlich erbaut wie die Häuser, mit einem Gitterwerk aus Geäst als Wände und einem aus Lehm gestampften Boden. Sie hatten die Messe gefeiert, sie und die anderen Bewohner des Dorfes, als plötzlich ein Wolf hereingekommen war, mit Schaum vor dem Mund, aber ohne die übliche Scheu vor den Menschen. Er schien gar nicht auf ihr Geflügel oder ihre Schafe aus zu sein, sondern auf Gesellschaft. Mit gelben Augen starrte er sie an, nicht böseartig, nur hungrig.

Als die Männer ihn erschlugen, wehrte er sich nicht. Voller Unbehagen hatte sie zugesehen, fand es falsch, auf ein wehrloses Tier einzuprügeln, und war umso besorgter, als der Priester später voller Furcht verkündete, dass es ein schlechtes Omen sei, wenn ein Tier wie der Wolf in die Kirche eindrang. Gewiss stünde ihnen allen großes Unheil bevor, Gott der Allmächtige möge ihnen gnädig sein.

Unheil, Unheil, Unheil..., hallte es in ihren Gedanken nach. Sie krümmte sich noch tiefer, sprang dann auf. Sie lief, ohne inzuhalten, scherte sich nicht, dass die kaum verkrusteten Wunden an ihren Fußsohlen aufplatzten, dass ihre Kehle sich wieder schmerzhaft zusammenschnürte. Sie wusste: Wenn sie nicht vor dem Grauen davonlief, das nach ihrer Seele fasste, nicht vor

dem, was ihr geschehen war und was sie selbst getan hatte – dann würde sie sterben.

Irgendwann war der Wald zu Ende.

Ödland breitete sich vor ihr aus. Vor langer Zeit war hier wohl gerodet worden, doch anschließend hatte sich niemand die Mühe gemacht, den Boden zu beackern und mit Reben zu bepflanzen.

Sie wollte weiterlaufen, schaffte es aber kaum mehr. Nicht nur wegen des bedrohlich weiten Himmels, der sich über ihr öffnete, oder der ungeschützten Fläche, die sich vor ihr auftat, sondern weil der Schmerz in ihren Füßen unerträglich wurde. Ohne darüber nachzudenken, tat sie etwas, was sie längst hätte tun sollen. Sie riss einen Fetzen von ihrem schmutzigen Kleid und wickelte ihn um die Füße. Sogleich erinnerte sie sich an jenen Morgen, da ihre Welt noch in Ordnung gewesen war, da das grässliche Rasseln der Köcher noch nicht die Nähe der Angreifer verraten hatte. An diesem Morgen hatte sie das Kleid angezogen – in der Hütte, die sie plötzlich vor sich sah und in der sie wohl gelebt hatte.

Die Hütte war dunkel, raucherfüllt. Der Boden war nicht mit Lehm gestampft wie in der Kapelle, sondern mit Holzplatten verlegt, die ständig knirschten. Es gab einen Tisch und eine Bank. An den Wänden aus Weidengeflecht hingen Schüsseln, Töpfe, Messer und Sicheln. Am Ende des Raumes befand sich leicht erhöht die Schlafstatt. Auf ein paar geknüpften Teppichen lagen die Strohsäcke – die Strohsäcke von ihr und ihrem ...

Das Bild verschleierte sich, aber während sie nun, nicht mehr atemlos umherirrend, sondern fast würdevoll schreitend, jenes Ödland durchwanderte, gesellten sich immer neue Eindrücke hinzu.

Bauern. Sie waren Bauern. Unfreie Bauern, das Land gehörte ihnen nicht, es gehörte den Pächtern, denen sie Abgaben leisteten. Die Pächter schützten sie für gewöhnlich.

Doch sie haben uns nicht vor den Angreifern aus dem Norden retten können. Das ganze Dorf wurde verbrannt, alle Bewohner getötet, nur ich nicht ... nur ich nicht ... aber zu welchem schrecklichen Preis?

Unwillkürlich griff sie sich an den Kopf, ertastete dort nicht die dicken, kräftigen Locken, die sie erwartete, sondern nur angekohlte Strähnen, die zu Staub zerrieselten, kaum dass sie sie berührte. Sie tastete weiter, stellte fest, dass das Haar nicht am ganzen Kopf verbrannt war, nur an den Schläfen und an der Stirn.

König Karl, kam ihr plötzlich ein Name in den Sinn – der erste, an den sie sich erinnern konnte. Den eigenen wusste sie noch immer nicht; in jenen wüsten Lauten schien er verschollen zu sein: im Geschrei, dem Feuer, den knirschenden Balken, den wüsten Schritten. Nur dass sie in einem Land lebte, in dem ein König namens Karl herrschte, den man »den Kahlen« nannte – das wusste sie wieder.

Freilich, nie war sie auch nur in die Nähe einer der königlichen Pfalzen gekommen. Ihr Leben war auf das Dorf begrenzt, bis auf jene Tage, da es zum Wochenmarkt in die nächstgelegenen, etwas größeren Orte ging und wo sie – auch das stand ihr plötzlich wieder klar vor Augen – Hühner und Eier mit den Erzeugnissen der Töpfer, der Schmiede oder der Weber tauschte. Geld hatte sie nur ein einziges Mal genommen, einen ganzen Denar, und dafür, das hatte ihr Mann gesagt, könnten sie ganze fünfundzwanzig Haferbrote kaufen.

Ihr Mann.

Ein neuerlicher Schmerz durchzuckte ihre Leibesmitte und ließ sie zusammensacken. Ihre Brüste schienen zu platzen, sich an den Warzen in Blut aufzulösen. Der Name ihres Mannes fiel ihr genauso wenig ein wie der eigene, doch sie konnte sich an sein Gesicht erinnern. Das Gefühl, alles verloren zu haben, von Gott und der Welt verlassen zu sein, nagte von allen Seiten an ihr. Es würde sie auffressen, es würde nichts von ihr übrig lassen als einen Kadaver. Die Tiere des Waldes würden ins Ödland vordringen, um ihn zurück in den schützenden Schatten der Bäume zu zerren und sich dort daran zu sättigen.

»Warum?«, hörte sie sich mit fremder Stimme klagen. »Warum nur?«

Sie hatte diese Strafe nicht verdient, niemand in ihrem Dorf hatte das. Einfache Menschen lebten dort, die ihr Schicksal nicht beklagten, sondern es als eines hinnahmen, das Gott ihnen zuge-dacht hatte. Gott hatte auch entschieden, dass sie hart arbeiten mussten, als Buße für jene Schuld, die Adam und Eva auf sich geladen hatten. Wer sich dieser Buße ohne zu murren fügte, der konnte die Schuld abtragen, die jedes Kind von Geburt an mit-bekam.

Das Leben, das sie nie wieder auf diese Weise würde führen können, war nicht ohne Mühen gewesen, aber einfachen Regeln unterworfen. Seit sie denken konnte, wurde ihr aufgetragen, was sie zu tun hatte. Von den Eltern, dann, nach deren Tod, von ihrem Bruder, schließlich von ihrem Mann. Sie folgte den Befehlen, wie alle Frauen es taten. Frauen buken Brot, fütterten die Hüh-ner und schoren die Schafe. Frauen sammelten Holz und Obst und halfen beim Heuen. Sie zupften Wolle, strichen sie mit Dis-teln glatt und brachen Flachs. So war es gewesen, so würde es immer sein, auch dieses Jahr hatte den üblichen Verlauf genom-men. Im März wurden die Reben beschnitten, im April die Tiere auf die Weide gebracht und Unkraut gejätet, im Mai ...

Im Mai hatte Gott ihre Welt zertrümmert.

Sie erhob sich stöhnend, beinahe erstaunt, dass der Schmerz sie nicht vernichtet hatte, dass etwas von ihr übrig geblieben war und dieser Rest ausreichend mit Lebenskräften erfüllt schien, sodass sie weitergehen konnte, immer weiter, über den nächsten Hügel, über die nächste Wiese, an den Ausläufern eines Waldes vorbei. Sonne fiel durch einen Wolkenspalt, tauchte die Welt in sattes Grün. Sie fühlte, wie die Strahlen sie kitzelten, wie sie wie-der zu riechen begann. Ja, sie roch Gras, frisches, saftiges Gras, das ihr fast bis zu den Knien stand und die Leinenbinden um ihre Füße mit seinem Tau durchtränkte. Wie weich es war, darauf zu laufen, wie weich ...

Kurz schloss sie die Augen, ward von einem warmen, matten Gelb umhüllt. Sie gab sich diesem wonnigen Gefühl hin, lief mit geschlossenen Augen weiter.

Als sie endlich die Augen wieder öffnete, sah sie in der Ferne eine Stadt.

Die Stadt lag auf einem Hügel und war von einer Mauer umgeben, so hoch und wuchtig, wie sie es noch nie gesehen hatte. An einer Stelle war die Mauer von einem Tor unterbrochen, durch das sie nun wankte.

Sie fühlte Blicke auf sich, viele Blicke, entsetzte Blicke, ungläubige und ängstliche. Sie dachte an den wilden Wolf, der in die Kirche vorgedrungen war und vor dem alle zurückgewichen waren, ehe die Männer ihn erschlagen hatten. Jetzt war sie das wilde Tier, das die Menschen scheuten. Es waren viele Menschen, die freilich allesamt keine Gesichter hatten – zumindest nicht für sie. Seit sie die Stadt betreten hatte, blickte sie nicht viel höher als bis zu den Beinen der Vorbeigehenden. Manche der Füße waren nackt und dreckig, andere steckten in Schuhen aus Leder. Von den Händen sah sie gerade noch die Fingerspitzen, aber nicht mehr. Sie brauchte nicht in die Gesichter zu blicken, um zu fühlen, was sich darin ausbreitete: Ekel, Furcht und Unbehagen. Sie konnte den Angstschweiß der Menschen riechen – oder war es ihr eigener?

Sie schlotterte am ganzen Körper, vor Erschöpfung, vor Schmerzen, vor Trauer.

Eigentlich hatte sie eine Kirche erreichen, hatte sich deren schützendem Obdach anvertrauen wollen. Doch so weit kam sie nicht. Bis jetzt war jedem Schritt ein weiterer gefolgt, und fiel er auch noch so schwer. Nun aber konnte sie nicht mehr weiter. Sie fiel nicht schnell zu Boden, sondern unendlich langsam, brach zuerst auf die Knie, verharrte, als würde sie beten, und wurde dann von ihrem schweren Oberkörper nach vorne gezogen. Ihr Kopf schlug auf die Erde, schmerzte noch heftiger. Ächzend ließ sie sich herumrollen und blickte in das Gesicht einer Frau, die sich über sie beugte.

Jene war leichenblass vor Entsetzen. Sie schlug ein Kreuz über ihrer Brust, als wollte sie sich vor ihrem Anblick schützen. »Oh, mein Gott«, stammelte die Frau ein ums andere Mal. »Oh, mein Gott.«

II. Kapitel

Graf Robert von Laon hatte anfangs Mitleid mit seinem Waldhüter gehabt, aber je länger er mit ihm zusammen saß, desto entschiedener wandelte es sich in Verärgerung. Er schämte sich dafür, dass er ungeduldig wurde. Es war ein denkbar unpassendes Gefühl, um dem traurigen Anlass gerecht zu werden. Doch er konnte es nicht vermeiden, spürte, wie sein Mund schmallippiger wurde, seine Stirne sich runzelte und seine Stimme einen leicht nörgelnden Klang annahm. Sein Mitgefühl war eben noch aufrichtig gewesen, aber da es nicht dankbar angenommen wurde, schwand es zunehmend.

Audacer schien sich nicht daran zu stören. Er sah ohnehin nicht in Roberts Gesicht, sondern saß in sich zusammengesunken, seitdem er den Saal des Grafen betreten und sich auf dem Stuhl ihm gegenüber niedergelassen hatte. Er war nicht einmal bereit gewesen, seinen schweren Umhang abzulegen, der so verdreckt war, dass sich nicht genau ausmachen ließ, ob er aus Schaf-, Biber- oder Maulwurffell gefertigt war.

Genau genommen achtete Audacer nie auf seine Kleidung und noch weniger auf seine Reinlichkeit. Er stank zwar nicht nach Schweiß, aber immer nach Wald und Erde, als würde er sich nicht nur stundenlang dort herumtreiben, sondern sich regelmäßig auf den Boden werfen, um sich darin zu suhlen wie ein Wildschwein. Ein bösesartiges Gerücht über ihn besagte, dass er Baumstämme wie Weiber umarmte, dass er sich – bevor er die Ehe eingegangen war – nie mit einer Menschenfrau gepaart hätte, nur mit den geisterhaften Wesen des Waldes, und dass seine Füße

und Arme, gleichwohl verborgen unter Kleidung, längst das Aussehen von knorrigen Ästen angenommen hätten.

Graf Robert räusperte sich, um der klagenden, jedoch immer leiser werdenden Litanei des anderen etwas entgegenzusetzen: »Du musst es so sehen, Audacer: Nicht immer darf man alles behalten, was Gott einem in seiner großen Güte geschenkt hat, sondern ...«

»Gott ist nicht gütig!«

Der Graf schüttelte den Kopf. Anders als die meisten Menschen in Laon mochte er Audacer. Er versuchte, sein stets mürrisches Wesen zu verstehen, billigte sein undeutliches Grummeln, das nur selten zu lautem Geschrei anwuchs, ebenso wie seinen für viele Menschen unverständlichen Wunsch nach Einsamkeit. Graf Robert hatte ihn zwar nie dabei beobachtet, aber er stellte sich vor, wie – wenn Audacer stundenlang die Wälder durchstreifte – das Misstrauen aus seinen Zügen wich und einem süßen Schmerz Raum gab: der Beglückung, das Herz der Natur pochen zu hören, und der Trauer, dass er ihr nie so vollkommen angehören würde wie das freie und wilde Getier des Waldes.

»Doch, doch!«, widersprach der Graf heftig. »Gott ist gütig! Gleichwohl wir Seine Taten nicht immer verstehen, sie uns unberechenbar erscheinen, folgen sie doch Seinem großen Plan.«

»Ist Er etwa gütig zu Euch, Graf?«, fuhr Audacer auf. »Ich weiß, dass Ihr seit mehr als fünf Jahren auf einen Sohn wartet und Euer Weib einfach nicht schwanger wird.«

Der Graf zuckte zusammen, einzig erleichtert, dass Alpais diese Worte nicht hören konnte. Sie ertrug ihre Kinderlosigkeit mit der Fassung eines stillen, demütigen Menschen, der schlichtweg nie gelernt hatte aufzubegehren, weder gegen das Walten eines anderen Menschen noch gegen das des fordernden Schicksals. Doch er ahnte, dass ihr Seelenfrieden gesicherter war, solange die Wahrheit nicht laut ausgesprochen wurde.

»Hör mir gut zu, Audacer!«, rief er streng. »Ich weiß, dass es für dich bitterer ist als für jeden anderen, sein Weib zu verlieren. Niemand außer dir hat so lange gebraucht, sich überhaupt durch-

zuringen, eines zu ehelichen. Ich weiß auch, dass Hildegund die Richtige für dich war, weil sie die Stille liebte wie du und dir niemals vorgeworfen hat, dass du die Abgeschiedenheit suchst. Und dennoch wusstest du, was wir alle wissen: Das Begehren des Mannes kann die Frau töten. Denn die Lust kam mit dem Sündenfall, und die Strafe für diesen Sündenfall ist, dass die Frau unter Schmerzen gebiert.«

Erstmals hob Audacer den Kopf. Graf Robert erschrak über das Gesicht: Dass es sonnenegerbt und gefurcht war wie ein frisch beackertes Feld, war ihm vertraut, nicht aber, dass Audacers Augen nässten.

»Ihr habt sie nicht gesehen! Sie hat drei Tage lang gelitten!«

»Und gottlob durfte sie danach endlich den geschwächten Geist aushauchen«, hielt der Graf an seiner Rede fest. »Das Kind aber lebt! Du hast einen Sohn! Und lass dir sagen: Alle Männer wissen, dass man besser einen Sohn hat als eine Frau.«

»Gilt das auch für Euch?«, entgegnete Audacer, und sein eben noch gramerfüllter Blick wurde lauend. »Ihr haltet an Eurer Ehe fest, obwohl Ihr keinen Sohn habt und Alpais darum verstoßen könntet. Niemand würde es Euch vorwerfen, wenn Ihr Eure Ehe auflöst, nicht einmal die Priester. Sie schimpfen zwar laut, wenn manche Männer sich mehrere Frauen halten. Aber wenn ein Weib unfruchtbar ist...« Audacer hielt inne, ein Geräusch am anderen Ende des Saals hatte ihn zum Schweigen gebracht.

Als Graf Robert seinem Blick folgte, stöhnte er unwillkürlich auf. Alpais stand dort, mit kalkweißem Gesicht und vor Schreck geweiteten Augen. Dies war also der Dank dafür, dass er Audacer nun schon seit Stunden in seinem Kummer beistand – dass jener sein Weib vor den Kopf stieß?

»Alpais...«, setzte Robert bedauernd an, als sie nähertrat. Er suchte nach einer Erklärung, überlegte, wie er ihr beteuern könnte, dass er sie nie verstoßen würde. Nicht, dass sie ihm sonderlich wertvoll war. Aber er war keiner, der vor Prüfungen davonlief, weder vor jenen, die sein Amt mit sich brachte, noch vor denen, die ihm das Leben stellte. Er war sich gewiss, dass alles

seine Berechtigung und seinen Sinn hatte, und wer sich dagegen störrisch auflehnte, wie Audacer es tat, der war in seinen Augen zwar kein Sünder, aber doch ein Schwächling. Ganz gleich, was Audacer über die Priester sagte – hatte der Gelehrte Jonas von Orléans es nicht scharf kritisiert, Ehen bei Kinderlosigkeit zu beenden?

Dem Willen Gottes galt es, sich zu beugen, auch wenn er oft mit diesem Willen haderte, wenn er sich zum Gebet nach Saint-Vincent zurückzog, der Kirche von Laon, wo sämtliche Bischöfe der Stadt begraben lagen.

»Alpais«, setzte er erneut an, da seine Frau sich nicht rührte. »Audacer wollte gewiss nicht ...«

Sie fiel ihm ins Wort, was für eine Frau wie Alpais ungewöhnlich genug war. »Du musst sofort kommen, mein Gemahl. Es ist etwas Schreckliches geschehen.«

Ihre Worte stimmten ihn zunächst erleichtert. Sie hatte also doch nicht gehört, was Audacer gesagt hatte. Als er aber hinter Alpais weitere Frauen in den Saal strömen sah, ihre Damen und auch einfache Mägde, zuckte er zusammen. Sie redeten wild durcheinander, doch die Botschaft, die sie überbrachten, schälte sich erstaunlich klar aus dem wilden Wortschwall.

Graf Robert sprang auf. »Das ist doch nicht möglich!«, rief er.

Alpais schlug die Hand vor den Mund. »Doch«, stammelte sie undeutlich, »doch ...«

Robert von Laon hatte in seinem Leben vieles gesehen: Menschen mit grässlichen Verwundungen – mit tiefen Schnitten, sodass rohes Fleisch hervorquoll, oder mit schwärenden Stümpfen dort, wo für gewöhnlich Hände oder Füße waren. Desgleichen Menschen, die die qualvolle Langsamkeit des Sterbens erdulden mussten, die stinkend und vor Schmerzen verkrampft ihrem Siechtum einfach nicht erliegen mochten. Vor einigen Tagen noch war er am Totenbett von Audacers Weib Hildegund gestanden, die Luft war noch schwer gewesen vom Blut, das sie während

der Geburt verloren hatte, und erfüllt von schwarzen Fliegen, die um ihren Leichnam surrten. In ihrem Gesicht stand nichts von Erlösung zu lesen, nur von den Qualen der hiesigen Welt.

Doch nichts hatte ihn jemals so bestürzt wie der Anblick der Frau, die eben wankend in den Saal geleitet wurde und dort zusammenbrach.

Sein Entsetzen und auch sein Ekel mussten ihm nur allzu deutlich anzusehen sein, denn mit einem Mal verstummten die aufgeregten Weiber. Die Stille war ebenso schwer zu ertragen wie der Anblick der Frau, deren Körper nicht einfach nur bebte, sondern von einer unsichtbaren Macht durchschüttelt schien.

»Sie friert!«, stellte er heiser fest, um die Stille auszufüllen.
»Führt sie zum Kamin!«

Die Mägde schienen sich zu scheuen, das halbtote Wesen anzufassen. Doch Alpais, von der Robert nicht genau wusste, ob sie tatsächlich ein herzenguter Mensch war oder einfach nur jedem Befehl folgte, um nicht aufzufallen, beugte sich zu der Frau, um sie in den Schein der wärmenden Flammen zu ziehen.

Da bäumte sich das erbarmungswürdige Wesen auf. »Nicht!«, kroch eine Stimme aus ihrer Kehle, die den Grafen nicht minder zerrissen und geschunden deuchte als die ganze Gestalt. »Nicht zum Feuer, bitte!«

Graf Robert blickte sich hilfeschend um, nicht gewiss, was er als Nächstes tun sollte. Erst jetzt bemerkte er, dass Audacer sich erhoben hatte und langsam nähertrat. Als der Graf ihn aus den Augenwinkeln musterte, gewahrte er das gleiche Entsetzen, das auch in seinem Gesicht stehen musste.

»Wer hat sie so zugerichtet?«, hörte Robert ihn stammeln.

Selbst Alpais war mittlerweile wieder von der gepeinigten Frau, die immer noch schlotterte, zurückgewichen und starrte auf sie hinab, zwar nicht mit offenkundigem Ekel wie die Männer, aber mit tiefem Unbehagen.

Die Füße der Frau glichen blutigen Stümpfen, selbst der Rist war von vielen Kratzern übersät. Ihr Gesicht war über und über mit Schlamm bedeckt. Ein Teil der Haare war verbrannt und



Julia Kröhn

Das Geständnis der Amme

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Broschur, 640 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-73861-8

btb

Erscheinungstermin: November 2008

Ein faszinierendes Sittengemälde aus dem frühen Mittelalter. Eine Liebesgeschichte nach wahren Begebenheiten.

Als einfallende Normannen ihr Dorf in Schutt und Asche legen, verliert die junge Johanna ihre gesamte Familie. Neuen Lebenssinn findet sie erst als Amme des kleinen Balduin. Stolz verfolgt sie seinen Werdegang zum ruhmreichen Ritter. Doch dann verliert Balduin sein Herz an die Königstochter Judith. Fortan kämpft er um eine Ehe wider alle Standesgrenzen, wider König und Kirche – und vor allem wider Johanna. Denn die Amme sieht in Judith eine Nebenbuhlerin, und um ihre Macht zu erhalten, ist sie zu allem bereit, sogar zum Mord ...